

„In ganz kurzer Zeit tot“

Die Dopingsünden der Sprinterin Katrin Krabbe bedeuten mehr als einen Betriebsunfall. Die Weltmeisterin gilt als Symbol des kommerzialisierten Sports. Die Sponso-

ren haben Angst, mit den betrügerischen Manipulationen identifiziert zu werden, und fordern Konsequenzen. Dazu ist die überalterte Funktionärsriege nicht fähig.

Die Nachricht vom Doping des Sprint-Olympiasiegers war gerade ein paar Stunden alt. In sich gekehrt stand Willi Daume, der oberste Hüter des deutschen Sports, 1988 auf der Tartanbahn von Seoul und glaubte an das Urteil einer höheren Macht. „Gott straft sie alle“, seufzte der alte Herr – und legte so den Dopingfall Ben Johnson ad acta.

Jetzt hat der Herrgott Daume und die Deutschen erwischt.

Die Sprint-Weltmeisterin Katrin Krabbe, das Idol der vereinten deutschen Sportfreunde, wurde bei Manipulationen mit Dopingproben ertappt und mußte, den Regeln entsprechend, für vier Jahre gesperrt werden.

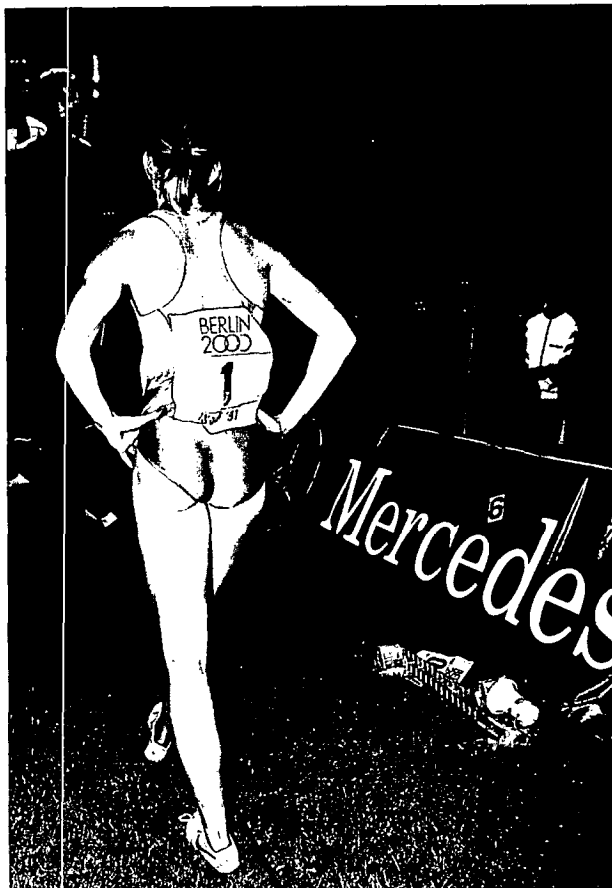
Diesmal wollte Daume, 78, den Richterspruch nicht so ohne weiteres akzeptieren. Er fand es „grenzenlos dumm, daß ausgerechnet während Olympia so lumpenmäßiges Verhalten aufgedeckt wird“ – wo doch die Deutschen bei den Winterspielen in Albertville gerade so schön siegten.

Es ist, als ob sich die Geschichte wiederhole. Vor drei Jahren, nach Olympia in Seoul, leugnete der Weltmeister aus Kanada jegliches Dopen. Trainer und Manager beklagten eine finstere Verschwörung von Feinden.

Als nun Analysen ergaben, daß Urinproben, die Krabbe und ihre Sprintkolleginnen Grit Breuer und Silke Möller in Südafrika abgegeben hatten, identisch waren, konnte sich Krabbe das nur so erklären: „Es wurde manipuliert, aber nicht von uns.“ Und eilig wurde wieder die Komplott-Theorie gestrickt. Vom PDS-Bundestagsabgeordneten Hans Modrow bis zum Heimatredakteur des Neubrandenburger *Nordkuriers* glaubten viele, daß die blonde Katrin stellvertretend für alle Ossis „plattgemacht werden soll“.

Angesichts der millionenschweren Werbeverträge wurden mal mißgünstige Konkurrenten des Klubponsors Nike als Drahtzieher verdächtigt, mal die Deutsche Bank, weil auch die Sparkasse Neubrandenburg ihr Scherflein in die Vereinskasse gespendet hatte.

Die Wahrheitsfindung kann dauern. Ben Johnson ließ sich sieben Monate Zeit, ehe er vor einem Untersuchungsrichter seine Anabolikasünden zugab. Womöglich braucht es ebenso lange,



Doping-Sünderin Krabbe, Sponsorwerbung
„Das häßliche Gesicht des Sports“

ehe der Rechtsstreit um die Krabbe-Sperre entschieden ist – am vergangenen Freitag eröffnete der Dortmunder Verteidiger Reinhard Rauball mit seinem Einspruch beim Deutschen Leichtathletik-Verband (DLV) die erste Prozeßrunde.

Doch die juristische Kleinkrämerei um Verfahrensfehler hat allenfalls noch für die Sprinterinnen Bedeutung. Die deutsche Vereins-Herrlichkeit, von ihren Vertretern stets als Idealweg zwischen dem sozialistischen Staatssport und dem sponsorabhängigen US-System gepriesen, ist in ihren Grundfesten erschüttert.

Die Ansprüche der Geldgeber erschrecken die Verbandsführer. Die Funktionäre verlangen Leistung von den Athleten. Die Sportler suchen Unterstützung bei den Trainern, die Be-

treuer erwarten Hilfe von den Ärzten. Das ist der direkte Weg in den Drogenkonsum – aber „schmutzigen Sport“, verkündet Mercedes-Sprecher Matthias Kleinert, mag der Geldgeber auch nicht. Leistungssport in Deutschland, das hat der Fall Krabbe klargemacht, verlangt nach der Quadratur des Kreises.

In die ausweglose Situation haben sich die Sportführer selbst gebracht. Über Jahrzehnte hinweg haben sie in einem Geflecht von Trink-, Duz- und Interessenbrüderschaften als Leistungsfetischisten gewirkt. Das hat zu jener Betriebsblindheit geführt, die alle Warnsignale im Fall Krabbe ausgeschaltet hat.

Leichtathletik-Präsident Helmut Meyer, 65, erkannte in der Sprinterin vor allem ein Medium, mit dem der durch Mißerfolge ramponierte Ruf sei-

ner Sportart aufpoliert werden konnte. Katrins lange Beine lockten Sponsoren wie Mercedes-Benz, IBM, Fuji und die deutsche Agrarwirtschaft, die in diesem Jahr zusammen rund acht Millionen Mark in die Kassen des Verbandes zahlen. Vor drei Jahren noch standen die Leichtathleten vor dem Konkurs.

Die Fernsehanstalten kehrten aus den Schmollwinkeln zurück: ARD und ZDF übertrugen im letzten Jahr laut media control 80 Stunden Leichtathletik. Und die *Bild*-Zeitung, Leib- und Magenblatt der konservativen Sportverwalter, bejubelte ein neues „Fräulein-Wunder“.

Um das Betriebskapital zu erhalten, war jedes Mittel recht. Dopingbelastete Trainer aus Ost und West durften nicht nur weitermachen, sondern erhielten offenen Unterstützung. Selbst nachdem das Heidelberger Landgericht den letzten

Cheftrainer des DDR-Verbandes als „ausgewiesenen Fachdoper“ einstuft, bekam Bernd Schubert einen Trainervertrag. Krabbe-Trainer Thomas Springstein, der erklärte, nach „alten DDR-Methoden“ weiterzuarbeiten, wurde als Paradebeispiel eines erfolgreichen Medaillenschaffers demonstrativ mit 8400 Mark Monatslohn verwöhnt.

Kritische West-Athleten wie die Hochspringerin Heike Henkel oder Langstreckenläufer Dieter Baumann wurden als Nestbeschmutzer abgekanzelt. Ein Konzept des ehemaligen Stabhochspringers Günther Lohre, der jetzt als DLV-Vermarkter arbeitet, zur Lösung des Dopingproblems verschwand ungelesen in den Schubladen.

Auch als am 30. Juni vorigen Jahres der Kölner Dopingfahnder Manfred Donike deutliche Hinweise auf Manipulationen der Springstein-Truppe gab, blieb die DLV-Welt heil. Seite an Seite kämpften *Bild* und Meyer gegen die „Hetzjagd“ auf die blonde Doppel-Weltmeisterin. Und DLV-Sportwart Manfred Steinbach, über die zahlreichen Pannen bei den Dopingtests stets informiert, erklärte Katrin Krabbe zur „bestkontrollierten Athletin“ des Jahres.

So erreichten die deutschen Dopingvertuscher internationales Niveau. Juan Antonio Samaranch, der Präsident des Internationalen Olympischen Komitees, zeigte, wie der durchkommerzialisierte Sport Dopingprobleme zu ignorieren versteht. Er ließ in Albertville ex cathedra verkünden, es sei „eine Bewußtseinsveränderung zu registrieren“.

Zur selben Zeit hatte der russische Biathlet Sergej Tarasow im Krankenhaus von Chambéry gerade seinen Kampf gegen den Tod gewonnen. Eine schwere Niereninfektion hatte ihn kurz vor Olympia überfallen – die gilt bei Fachleuten als deutliches Indiz für Blutdoping. Diese Variante der Leistungssteigerung ist in Italien sehr beliebt. Seit bei Weltcuprennen auch nach Blutdoping gefahndet wird, verzeichnen die italienischen Langläufer einen Leistungsschwund. Doch bei Olympia, wo nur der Urin auf Doping Spuren untersucht wird, liefen die Italiener plötzlich wieder auf Medaillenplätze.

Das entspricht exakt Samaranchs Geschäftsprinzip, das er einem deutschen Sportmediziner, der ihn über den Dopingsumpf aufklären wollte, so umschrieb: „Kümmern Sie sich lieber dar-



Olympier Samaranch, Daume: „Kümmern Sie sich um die Leistung“

um, daß die Leistung der Athleten stimmt.“

Auch der nationale Olympia-Chef Daume bevorzugt systemkonforme Ärzte. Unverbrüchlich hielt er dem Freiburger Professor Arnim Klümper die Treue. Noch nach dem Tod der Siebenkämpferin Birgit Dressel, als Details aus der Spritzenpraxis publik wurden, wollte Daume den Erfinder des „Klümper-Cocktails“ zum Olympiaarzt berufen.

Klümper's Rolle hat inzwischen ein Doktor übernommen, den seine vielen Berufungen als Saubermann ausweisen: Professor Joseph Keul ist Anti-Doping-Bbeauftragter des Nationalen Olympischen Komitees (NOK), des Deutschen Sportbundes (DSB) und des Bundesinstituts für Sportwissenschaft. Im vorigen Jahr allerdings sprachen zwei Herren bei Daume vor und äußerten dringen-

Anklägern über seine Rechtsanwälte wegen Verleumdung.

So wurde in den letzten Monaten ein Klima geschaffen, in dem absurde Verhaltensmuster wie selbstverständlich akzeptiert werden. Als die deutsche Biathlon-Staffel Gold gewann, wurde im Zielraum ein Mann auf Schultern getragen – es war Kurt Hinze, der ehemalige DDR-Cheftrainer. Seinen Job im bundesdeutschen Verband hatte Hinze wenige Wochen vor Olympia quittieren müssen, als die Beweise für seine Verwicklungen in das Dopingssystem erdrückend geworden waren.

Als die Dopingdiskussion in Albertville allzu laut wurde, gelobten die aufgeschreckten Funktionäre Besserung. Besonders unangenehm: Der in der DDR ausgebootete Trainer Henner Miskersky, Vater der Olympiasiegerin Ant-

den Tatverdacht. Manfred von Richthofen und Harm Beyer, die in einer DSB-Kommission die Dopingpraktiken des vereinten Deutschland aufarbeiteten, berichteten in dem vertraulichen Gespräch, daß Professor Joseph Keul bei Vernehmungen von Zeugen des öfteren belastet worden sei. Beide baten den NOK-Präsidenten, Keul nicht zum Olympiaarzt von Albertville zu machen. Daume schwieg, nominierte Keul – und der Mediziner drohte den



Hochspringerin Henkel: Als Nestbeschmutzerin abgekanzelt

„Wir werden künstlich dumm gehalten“

SPIEGEL-Interview mit Dopingfahnder Manfred Donike über Tricks und Vertuschungsmanöver

SPIEGEL: Die Medizinische Kommission des Internationalen Olympischen Komitees hat während der Spiele in Albertville zwei Wochen lang getagt. War Katrin Krabbe ein Thema?

DONIKE: Ja, wegen der weltweiten Bedeutung des Falls: Krabbe ist wie Ben Johnson eine bekannte Persönlichkeit, zum anderen ist der Nachweis der Verfälschung von Urinproben etwas Außergewöhnliches.

SPIEGEL: Waren die Dopingexperten von der Neubrandenburger Methode überrascht?

DONIKE: Die Tricks der Sportler sind uns seit langem bekannt. Die häufigste Vertuschungsmethode ist immer noch das frühzeitige Absetzen von Dopingmitteln vor einer Kontrolle, das in der DDR perfektioniert worden war, indem man individuelle Ausscheidungsmuster von Dopingmitteln für einzelne Athleten ausgetüftelt hat.

SPIEGEL: Und jetzt haben sich die Athleten neue Tricks überlegt?

DONIKE: Es wird versucht, vor den Kontrollen Flaschen im Raum zu verstecken und bei Gelegenheit blitzschnell gegen die Testbehälter auszutauschen. Bekannt ist auch, daß Sportler ihren Urin mit Wasser aus der Toilette verdünnen, um so die Nachweisgrenze zu unterlaufen. Es gibt viele Beispiele für den Urinaustausch vor Dopingkontrollen. Männer führen entweder Fremdurin durch einen Katheter in die eigene Blase ein, oder sie befestigen kleine Fläschchen am Körper – meist unter der Achsel. Von dort wird eine Kunststoffleitung bis zum Penis geführt, durch die der Urin dann in den Kontrollbehälter fließt. Die Frauen verstecken Urinbehälter in der Vagina. Diese Art der Täuschungen kennen wir von Geheimdiensten und Schmugglern.

SPIEGEL: Sind Dopingfahnder gegen solche Methoden machtlos?

DONIKE: Nein, wir brauchen aber dringend eine Verbesserung der Dopingkontrollen. Um Manipulationen vorzubeugen, sollte man kurzfristig zwei Urinabgaben innerhalb von zwei bis drei Stunden einführen. Werden die Athleten in dieser Zeit unter strenger Aufsicht gehalten, sind viele Vertuschungsmanöver nicht möglich.

SPIEGEL: Die Vergangenheit hat gezeigt, daß die Athleten in ihrem Erfindungsreichtum den Fahndern immer ein Stück voraus sind.

DONIKE: Das ist wie im normalen Leben: Der Dieb ist meistens schneller als die Polizei. Wir müssen unsere Methoden eben ständig anpassen. Wenn mich heute jemand ganz beiläufig fragt, ob ich in der Lage bin, eine bestimmte Substanz zu finden, werde ich sofort hellhörig.

SPIEGEL: Bringen Blutuntersuchungen die Dopingfahnder weiter?



Kontrollleur Donike: „Ruf des Sports ruiniert“

DONIKE: Damit könnte auch Blutdoping nachgewiesen werden. Aber dringlicher erscheint mir die Aufhebung der Anonymität der Urinabgaben, um das Steroidprofil einiger Athleten über einen längeren Zeitraum verfolgen zu können. Damit kann man Mißbräuche aufdecken. Doch wir Dopingfahnder werden künstlich dumm gehalten.

SPIEGEL: Weil die Aufpasser immer hinterherhinken, schlagen Kritiker vor, die Drogen gleich ganz freizugeben. Ist das die Lösung?

DONIKE: Die Gesetze werden doch auch nicht abgeschafft, weil es Diebe gibt. Ich sehe sehr gute Ansätze bei einigen Athleten-Zirkeln, beispielsweise beim Zehnkampfteam, die für eine Umkehr in der Dopingmentalität eintreten. Wenn die sich nicht durchsetzen, hat der Spitzensport keine Daseinsberechtigung mehr.

SPIEGEL: Solche Sätze haben sich bisher immer als Leerformeln erwiesen.

DONIKE: Ich befürchte noch sehr heftige, unangenehme Diskussionen im Vorfeld der Spiele von Barcelona. Denn alle wohlformulierten Erklärungen des Deutschen Sportbundes und des Nationalen Olympischen Komitees haben, ähnlich wie schon nach den Olympischen Spielen 1976 in Montreal, keine praktischen Ergebnisse gebracht. So wird der Ruf des deutschen Sports immer weiter

ruiniert. Die jahrelange Akzeptanz der Dopingmentalität in der Sportführung wird sich wohl nur auf biologischem Wege ändern lassen.

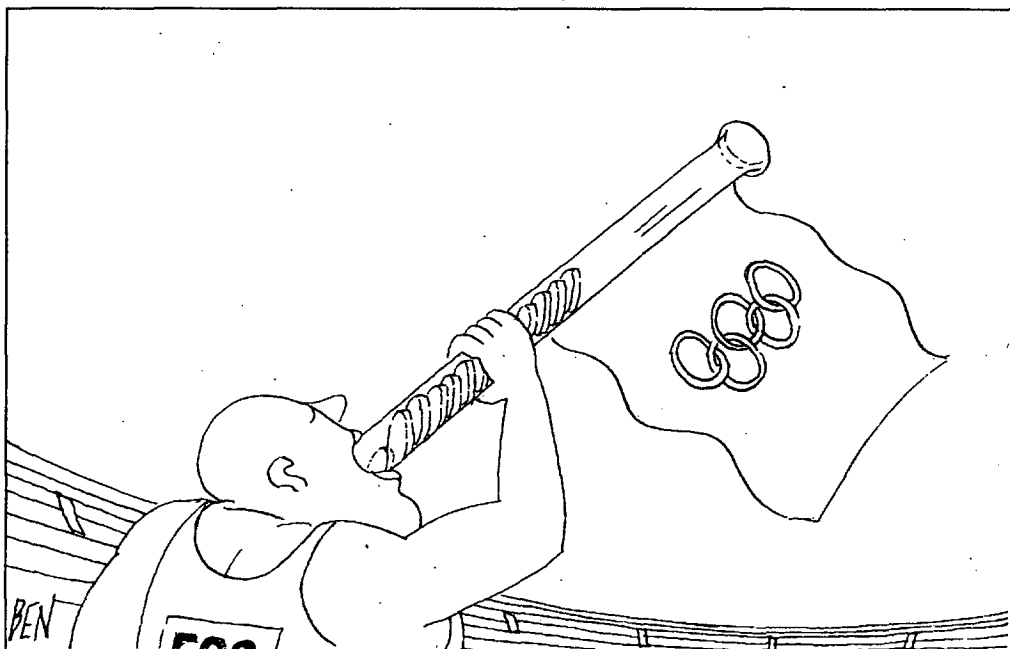
SPIEGEL: Die alten Herren scheinen aber durch die Erfolge der ostdeutschen Athleten beflügelt zu sein.

DONIKE: Ich habe die Euphorie bewundert, mit der der ehemalige DDR-Sport übernommen wurde, ohne die Aufdeckung der Dopingpraxis zu betreiben. Da hat auch die Überlegung eine Rolle gespielt, sich das Doping-Know-how der

DDR zu sichern. Denn für mich ist es schlecht vorstellbar, daß die westdeutsche Sportführung nicht von den Praktiken der DDR gewußt hat.

SPIEGEL: Die Funktionäre verweisen auf die Untersuchungsausschüsse, die sie nach den Dopingenthüllungen eingerichtet haben.

DONIKE: Ich hätte mir gewünscht, daß diese Kommissionen Listen von Personen vorgelegt hätten, die an den Manipulationen mit unterstützenden Mitteln beteiligt gewesen sind, die Pläne erstellt haben, in denen Dopingmittel integraler Bestandteil waren. Nur das wäre eine wirkliche Hilfe bei der Anstellung von Ärzten und Trainern in den Verbänden gewesen. Ich schließe nicht aus, daß auch vor Albertville gedopt wurde und daß das gleiche vor Barcelona versucht wird.



Auf zum edlen Wettkampf

Süddeutsche Zeitung

je Misersky, wiederholte im ARD-Olympiastudio („Sonst hört uns doch keiner zu“) öffentlich seinen Vorwurf, der Deutsche Skiverband (DSV) beschäftige unbeirrt Mittäter der Dopingpraktiken (SPIEGEL 3/1992). Eilig signalisierte DSV-Sportdirektor Helmut Weinbuch Handlungsbereitschaft. Am nächsten Tag bereits wurde mit Ulrich Wehling ein Opfer präsentiert.

Der jetzt im Osten als Koordinator tätige dreimalige Olympiasieger in der Nordischen Kombination ist entbehrlich, der vor Olympia ebenfalls belastete Biathlon-Trainer Frank Ullrich darf dagegen weitermachen, er hatte schließlich Erfolg. Über diese Ungerechtigkeit wurden die Miserskys mit einer subtilen Auszeichnung hinwegtäuscht: Antje durfte bei der Schlußzeremonie in Albertville die deutsche Fahne tragen.

Soviel Heuchelei der Funktionärsclique rief in der vorigen Woche ehemalige Weltklasseathletinnen auf den Plan. Die früheren Diskusmeisterinnen Liesel Westermann und Brigitte Berendonk, Weitsprung-Weltrekordlerin Heide Rosendahl, Hürdenläuferin Heidi Schüller und Hochsprung-Olympiasiegerin Ulrike Meyfarth forderten als Konsequenz des Falls Krabbe auch Rücktritte der Funktionäre.

Alle Sportlerinnen erinnern sich an die Dopingmentalität und die doppelböckige Moral der Verbandsherren, fast alle hätten von den Anabolika-Kuren der Athleten gewußt. Die Medizinerin Schüller hatte Daume vor Jahren sogar in einem einstündigen Privatissimum auf den neuesten Wissensstand gebracht – was der nur mit Achselzucken quittierte.

Die fehlende Bereitschaft zur Kehrtwende verblüffte auch die DSB-Aufklärer. Beyer hatte bei der Vorlage des Kommissionsberichts eine Rücktrittswelle unter den Funktionären erwartet, doch alle blieben in ihren Ämtern. Weil es im heutigen Spitzensport um Millionenbeträge gehe, würden sich die „mittelmäßigen Funktionäre“ vor jeder Verantwortung drücken. „Reinmachen tut weh“, hat Beyer festgestellt, deshalb „haben alle die Hosen voll“.

Der Kölner Dopingjäger Professor Manfred Donike glaubt, das Grundübel des deutschen Sports sei nur „auf biolo-

gischem Wege“ zu lösen – durch Generationswechsel (siehe Interview Seite 248).

Möglichlicherweise aber greifen die Mechanismen der Marktwirtschaft früher. Während sich am vergangenen Donnerstag 5,12 Millionen Bundesbürger vor den Fernsehern über die Affäre Krabbe informierten, hatten nur 4,38 Millionen TV-Seher den deutschen Eishockeysieg über Frankreich miterleben wollen. Nur noch fünf Prozent der Deutschen glauben, so eine Umfrage, Siege würden auch ohne Doping erzielt. Das Zuschauerverhalten hat die Sponsoren aufgeschreckt. „Das häßliche Gesicht“ des Sports, klagt Adidas-PR-Direktor Günter Pfau, könne sich kein Geldgeber leisten. Der Fall Krabbe sei deshalb „ein Riesen-Schlag“.

Lutz Schilling vom Ski-Sponsor Audi hofft, daß die Funktionäre schon bald so sensibilisiert seien, „daß sie aufpassen, daß richtig Pippi gemacht wird“. Bei Daimler-Benz, mit jährlich rund 60 Millionen Mark der größte Zahlmeister des deutschen Sports, wird bereits überlegt, so Sprecher Uwe Brodbeck, sich ganz aus dem Sport zurückzuziehen und „das Geld zum Beispiel in kulturelle Aktivitäten zu investieren“.

Auch Hans Wilhelm Gäb, Vizepräsident von General Motors Europa, warnt: „Wenn die Verantwortlichen den Kampf gegen Doping aufgeben, ist



Biathlon-Olympiasiegerin Misersky*: „Sonst hört uns doch keiner zu“

* Bei der Gratulation für den Silbermedaillengewinner Ricco Groß in Albertville.

der Spitzensport in ganz kurzer Zeit tot.“

Die Gefahr ist größer denn je, womöglich führt sogar der Fall der gesperrten Katrin Krabbe zur endgültigen Kapitulation. Aus der DLV-Zentrale in Darmstadt wird bereits kolportiert, die zahlreichen Verfahrensfehler seien den Funktionären ganz bewußt unterlaufen. So habe die nächste Instanz die Möglichkeit, den Sperr-Beschluß des Präsidiums wieder aufzuheben – ein Weg, der schon bei den ersten Dopingvorwürfen vor 15 Jahren erfolgreich beschritten wurde.

Krabbe-Anwalt Rauball ist denn auch zuversichtlich. Er habe die Mitglieder des Rechtsausschusses, die nun über seinen Einspruch zu befinden haben, „positiv kennengelernt“.

— Olympias —

Mauer im Kopf

Im gesamtdeutschen Team sind Ost und West nicht zusammengewachsen.

Der Staatssekretär kämpfte mit den Tränen, als zur Siegerehrung gleich drei schwarzrotgoldene Fahnen im Eisschnellauf-Stadion von Albertville aufgezogen wurden. Mit beschlagener Brille sang Horst Waffenschmidt, 58, die Nationalhymne mit. Auf der Ehrentribüne hielt Sohn Christoph, 22, die linke Faust in den Abendhimmel gereckt, den historischen Moment mit der Videokamera fest.

„Im Namen des Innenministers Seiters“ gratulierte Waffenschmidt dann Gunda Niemann, Heike Warnicke und Claudia Pechstein, den drei Erstplatzierten über 5000 Meter. Nachdem er den Eisläuferinnen aus der ehemaligen DDR auch noch ein gemeinsames Siegerfoto abgefordert hatte, erstattete der CDU-Politiker seinen Bericht zur Seelenslage der Nation. Nach vielen Gesprächen „in unserer deutschen Mannschaft“ sei er sicher, „daß wir mit den Herzen ganz intensiv zusammengefunden haben“.

Wie immer während der Olympischen Winterspiele in den vergangenen zwei Wochen waren die Rollen fest verteilt: Die Ostathleten gewannen Gold, Silber und Bronze, die Würdenträger aus dem Westen zählten die Medaillen – und feierten sie als Nachweis vollzogener Einheit.

Angesichts der gesamtdeutschen Dominanz in den französischen Alpen fühlte sich ein US-Fernsehsender schon an die Nazi-Spiele 1936 in Berlin erinnert

und begann seine Sportnachrichten mit einem donnernden: „Sieg Heil“. Doch derlei Ängste sind unbegründet.

Albertville erlebte – anders als der von deutschen Medien in den Vordergrund gerückte Medaillenspiegel glauben macht – nicht die Geburt einer olympischen Supermacht, sondern lediglich die Addition zweier grundverschiedener Sportsysteme. Einer gemeinsamen Zukunft fehlt noch jede Kontur. Die schwedische Zeitung *Dagens Nyheter* spottete: „Im Osten baut man den Mercedes des Sports, aus dem Westen kommen nur Trabbis.“

Die Medaillenflut war nur ein später Segen des auf langfristige Erfolge angelegten Kommandosports der DDR. Subventioniert mit 20 Millionen Mark, die das Bundesinnenministerium extra

sich daher die innerdeutschen Kontakte. Gabriele Fuß lernte die Sportler aus den alten Bundesländern vornehmlich im Fahrstuhl des olympischen Dorfs kennen: „Manchmal stellten wir uns vor. Manchmal traute ich mich nicht und schaute später im Mannschaftsbuch nach, wem ich gerade begegnet war.“

Auch Katja Seizinger, der erfolgreichsten unter den alpinen Geschäftsfrauen, ist das Zusammentreffen mit den anderen Deutschen wie eine Begegnung der dritten Art vorgekommen. Obwohl auf demselben Flur wohnend, habe sie nur einmal Kollegen bewußt wahrgenommen, als „die mir geholfen haben, weil ich meine Zimmertür nicht aufgekriegt habe“. Nicht einmal da hat sie sich nach den Namen der Teamkameraden erkundigt.



Olympiatourist Waffenschmidt, Siegerin Niemann: „Ums Überleben laufen“

für das Olympiajahr bereithielt, setzten jene Ostathleten, die bei Olympia traditionell zu den erfolgreichsten zählten, ihren einstigen Staatsauftrag fort – jetzt für die Bundesrepublik.

So konnten etwa die Eisschnellläufer, die allein elf Medaillen gewannen, „genauso intensiv trainieren wie früher“, berichtet Damen-Bundestrainerin Gabriele Fuß aus Erfurt, „wir haben doch noch alle Werte der letzten zehn Jahre“. Joachim Franke, ihr Kollege bei den Herren, kopierte für 500-Meter-Sieger Uwe-Jens Mey „exakt die Olympia-vorbereitung von 1988“.

Acht Damen hatte der Eisschnellauf-Verband zu den Spielen geschickt – alle acht stammen aus der Ex-DDR. Hingegen blieben bei alpinen Skiläufern und den Eishockeyspielern die Westathleten unter sich. Nur zögernd entwickelten

Sowiel Nebeneinander blieb auch ausländischen Athleten nicht verborgen. US-Eisschnellläufer Dan Jansen, ein Freund des Ost-Berliners Mey, erkannte: „Es sind zwei Mannschaften – ist auch klar, daß die Mauer im Kopf zwischen West und Ost noch steht.“

Eine Hilfestellung des Nationalen Olympischen Komitees (NOK) beim Zusammenwachsen war nicht vorgesehen. Während bei früheren Spielen ein „Deutsches Haus“ alle Athleten einlud, trafen sich die auf sechs Olympiadörfer verteilten Sportler bestenfalls mal auf der täglichen Pressekonferenz des NOK. Von den Offiziellen derart „allein gelassen“, kommunizierte Gunda Niemann mit den neuen Landsleuten vornehmlich über das olympiaeigene Computersystem: „Das war ja auch die einzige Möglichkeit.“